

Schmetterling und Taucherglocke

(Le scaphandre et le papillon)

Frankreich/ USA 2007, 112 min.

FSK: ab 12 Jahren

Regie: Julian Schnabel

Buch: Ronald Harwood

Buchvorlage: Jean-Dominique Bauby
(Roman)

Produktion: Jon Kilik, Kathleen Kennedy

Kamera: Janusz Kaminski

Musik: Paul Cantelon

Schnitt: Juliette Welfling

Darsteller: Mathieu Amalric (Jean-Do), Emmanuelle Seigner (Celine Desmoulins), Marie-Josée Croze (Henriette Roi), Anne Consigny (Claude), Patrick Chesnais (Dr. Lepage), Niels Arestrup (Roussin), Olatz Lopez Garmendia (Marie Lopez), Jean-Pierre Cassel (Père Lucien / Verkäufer in Lourdes), Marina Hands (Joséphine), Max von Sydow (Papinou), Isaach de Bankolé (Laurent)



Preise:

Cannes: Beste Regie; Golden Globes: Bester fremdsprachiger Film und Beste Regie

Kurzkritik

Nach einem Schlaganfall erwacht der Chefredakteur einer französischen Zeitschrift gelähmt in einem Krankenhaus. Nur sein Verstand ist noch intakt. Nach anfänglicher Verzweiflung nimmt er die Herausforderung seiner Erkrankung an und berichtet mit Hilfe eines binären Systems aus der Welt, in der er jetzt lebt. Der zu Beginn strenge, konsequente, in der Hauptrolle vorzüglich gespielte Experimentalfilm nach wahren Begebenheiten entwickelt eine große Leichtigkeit, wobei er über den Einzelfall hinaus Grundfragen der menschlichen Existenz thematisiert. Dabei stimmt er das Hohelied der Kreativität und Kunst an und lässt nie Sentimentalität aufkommen. (Kinotipp der katholischen Filmkritik) - Sehenswert ab 16.

Der Regisseur

Julian Schnabel (*1951 in New York City)

US-amerikanischer Maler. Er gilt als einer der Hauptvertreter des Neoexpressionismus/New Image Painting. Seit Mitte der 1990er Jahre tritt Schnabel auch als Regisseur mehrerer Kinofilme hervor.

Weitere Filme von Julian Schnabel:

Lou Reed's Berlin, 2008 (Regie, Buch)

Before Night Falls, 2000 (Regie, Buch)

Basquiat, 1996 (Regie, Buch, Musik)

Interview mit Julian Schnabel bei focus.de, 17. März 2008

http://www.focus.de/kultur/kino_tv/tid-9350/kultur-wir-sind-alle-gefangene_aid_265421.html

Julian Schnabel zum Film: Freiheit im Kopf

Die Beschäftigung mit dem Film hat Schnabels Haltung zum Tod verändert:

„Ich hatte immer schreckliche Angst vor dem Tod, wusste nicht, wie ich ihn akzeptieren soll. Bauby ist ein Beispiel für die Überschreitung der Grenze zwischen Tod und Leben. Um seinen letztendlich erreichten Frieden beneide ich ihn. Ich glaube sogar, er war vor der Krankheit ein langweiliger Bourgeois, innerlich tot. Die schrecklichen Umstände machten ihn zum Künstler. Jetzt fürchte ich mich nicht mehr vor dem Sterben. Ob ich gleich tot umfalle oder ein Mörder mir ein Messer in die Rippen rammt, daran verschwende ich keinen Gedanken. Bauby hat mich gelehrt, jede Sekunde zu nutzen. Durch das Rausfallen aus der Normalität können wir uns selbst entdecken, uns in einem schmerzhaften Prozess aus der Nichtigkeit unseres Daseins hinauskatapultieren. Das heißt nicht, dass wir erst so eine Beschränkung erleiden müssen.“

Die Aussage des Films hält er „nicht für deprimierend, sondern für lebensbejahend“: „Trotz anfänglicher Klaustrophobie und des Gefühls, lebendig begraben zu sein, gewinnt dieser in seinem Körper Gefangene die Freiheit im Kopf, in der Imagination.“

Aus: Margret Köhler, Freiheit im Kopf. Begegnung mit Julian Schnabel, filmdienst 7/2008

Komplizenschaft statt Mitleid

„Statt Mitleid zu provozieren, macht der von Mathieu Amalric intonierte Bauby den Zuschauer zu seinem Komplizen, er verführt ihn regelrecht, mit dem luziden Strom seiner Gedanken, mit seinem sarkastischen Humor, seinen menschlichen Ängsten und Zweifeln, mit all den Reuegefühlen über verpasste Gelegenheiten, mit der Unmittelbarkeit seiner wechselnden Gefühle von Enttäuschung und Euphorie, Angst und Panik, immer wieder aber auch einer geradezu buddhistisch anmutenden Gelassenheit. Wenn man Bauby nach fast einer Stunde zum ersten Mal in seiner ganzen physischen Kläglichkeit sieht, hat man ihn längst so sehr ins Herz geschlossen, dass dieser Anblick nicht mehr ernsthaft schrecken kann. Die Katastrophe wird im existenzialistischen Sinn zur Erlösung: »Als ich gesund war, war ich gar nicht lebendig«, schreibt Bauby. »Ich war nicht da. Es war recht oberflächlich. Aber als ich zurückkam, mit dem Blickwinkel des Schmetterlings, wurde mein wahres Ich wiedergeboren.« Erst die Beschränkung katapultiert ihn von der eitlen Nichtigkeit der Modewelt in die erhabenen Gefilde von Kunst, Literatur und Philosophie, und aus der Taucherglocke seiner Wahrnehmung schlüpft ein schillernder Schmetterling.“

Aus: Anke Sterneborg, Raus aus dem Elfenbeinturm. Der Maler und Regisseur Julian Schnabel, epd-Film 4/2008

Links:

<http://www.visionkino.de/WebObjects/VisionKino.woa/wa/CMSshow/1109165>

<http://www.schmetterling-und-taucherglocke.de>

http://de.wikipedia.org/wiki/Schmetterling_und_Taucherglocke

Vorschlag für eine Einführung

Schon immer hat das Kino vermocht, die Zuschauer in ungewohnte Perspektiven hineinzusetzen. Wir können durchs Weltall fliegen oder Unterwasser tauchen, mit Helden kämpfen oder lieben. Filme schaffen Bilder für etwas, was unsere eigenen Erfahrungen übersteigt. Im Film „Schmetterling und Taucherglocke“ ist dies auf eine neue, besonders anrührende Weise gelungen.

Der französische Journalist Jean-Dominique Bauby, Anfang vierzig, Chefredakteur des Modemagazins "Elle", erwacht nach einem Schlaganfall im Krankenhaus. Von Kopf bis Fuß gelähmt, kann er sich weder bewegen noch sprechen. Er sieht – wir sehen – zunächst nur verschwommene Bilder und Schatten, er hört – wir hören –, was die Ärzte und Pflegerinnen sagen. Die Ärzte nennen seinen Zustand „Locked-In-Syndrom“.

Es bleibt ihm nur eine einzige Möglichkeit zu kommunizieren: Das Blinzeln mit dem linken Augenlid. Und tatsächlich schafft er es mit geduldiger Hilfe, Buchstabe für Buchstabe blinzeln zu diktieren und aus seiner Gefangenschaft zu berichten. Ein Kritiker schrieb bei Erscheinen des Films: „Würde dieser Film nicht auf einer wahren Begebenheit beruhen, man müsste seine Geschichte erfinden; erfände man sie aber, glaubte sie einem kein Mensch.“

Sie ist aber tatsächlich wahr, die Geschichte von Jean-Dominique Bauby. Er hat wirklich gelebt, hatte im Dezember 1995 einen Schlaganfall, hat wirklich mit dem Augenlid ein Buch geschrieben, manche von Ihnen haben es vielleicht sogar schon gelesen. Auch der amerikanische Maler und Regisseur Julian Schnabel las das Buch – und verfilmte es auf ungewöhnliche Weise.

Der subjektive Kamerablick und der innere Monolog machen es möglich, dass wir als Zuschauer das Geschehen anfangs vollständig aus Baubys Perspektive wahrnehmen. Auch im weiteren Verlauf des Films sehen wir meistens, was er sieht: sein eingeschränktes Blickfeld, aber auch seine Erinnerungen und Träume.

Was anfangs wie ein unerträgliches Horrorszenario aussieht, entwickelt sich im Verlauf des Films zu einer einfühlsamen Ermutigung zum Leben. Ein Film über Krankheit, Leiden und Tod – aber doch voll Hoffnung und Leichtigkeit.

Impulse für ein Filmgespräch

- Der Film erzählt weitgehend aus der Perspektive des Protagonisten. Wie haben Sie diese Perspektive erlebt?
- Der Regisseur Julian Schnabel ist als Maler bekannt geworden. Haben Sie das Gefühl, dass sich das in seiner Art, einen Film zu machen, widerspiegelt?
- Welche Rolle hat das „found footage“, z. B. die Eisbergbilder?
- Der Film beschreibt eine ausweglose Situation – und zeigt die vielfältigen „Auswege“: Erinnerungen, Träume, Hoffnung, Zuwendung.

Interessantes zum „Making of“

- Trotz seiner erstaunlichen visuellen Gestaltung kommt der Film ohne digitale Effekte aus. Der Kameramann Janusz Kaminski arbeitete ausschließlich mit Doppel- und Überbelichtungen, Handkamera, Masken etc. Die Kamera wurde in ein Krankenbett montiert, das Augenzwinkern wurde mit der „Schere“ von Zeige- und Mittelfinger ausgeführt.
- Der innere Monolog Baubys ist größtenteils Improvisation des Hauptdarstellers Mathieu Amalric. Er verfolgte in einem geschlossenen Raum über einen Monitor die Kameraperspektive und sprach seine spontanen Gedanken aus.